

Emanuel Stiefelberger, Dichter im Alltag

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **9 (1953)**

Heft 4-5

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

noch nie miteinander unterhalten hätten“; „Es war ihr, als ob ihr das Blut in den Adern stillstände“. Er scheint also gar kein sicheres Gefühl für den Konjunktiv zu haben, und das ist um so merkwürdiger, als wir in unserer Mundart in diesen Fällen unfehlbar sagen würden: „wie wenn ich wäär, wie wenn i hett (oder hetti), wie wenn er schlieff (oder schloofe wuurd“ o. ä.). Wenn der Übersetzer da kein sicheres Gefühl hatte, so hätte es sein Verleger haben sollen. — Ein paar andere Unebenheiten kommen doch auch noch vor: Daß man heute für das ziellose „hängen“ meistens „hängen“ sagt, daran haben wir uns gewöhnt, aber noch nicht an die Umkehrung: Anzüge werden nicht „aufgehängt“, sondern immer noch „aufgehängt“; nach einiger Zeit haben sie dann „gehangen“. „Er war sich nicht sicher, ob . . .“ — wozu „sich“? Wenn er sich nicht sicher fühlte, so war er einfach nicht sicher. Im schweizerischen Schriftdeutsch hat man sich bereits daran gewöhnt, zu sagen, man sei sich gewöhnt — dieses „Sich-tum“ scheint sich zu verbreiten.

U. Z. hat schon recht: unsere Verleger dürften einen strengeren Maßstab anlegen.

Büchertisch

Emanuel Stichelberger, Dichter im Alltag. Bilder zu einer unbekümmerten Literaturgeschichte. Verlag Huber & Co., Frauenfeld. 486 S. Fr. 19.45.

In einer Fußnote zum Vorwort erklärt der Verfasser, „ohne seine Abneigung gegen vermeidbare Fremdwörter“ hätte er sein Buch auch „Literarhistorische Miniaturen“ nennen können. Auf den ersten Blick ist der deutsche Titel dafür nur ein Ersatz, bei näherer Betrachtung erweist er sich aber als gute freie Übersetzung; denn die Literaturgeschichte hat es doch mit den Dichtern zu tun, und wenn sich der Verfasser hier nicht mit ihren Höchstleistungen beschäftigt, die sozusagen die vereinzelt festgestellten ihres

Lebens füllten, sondern sie in Kleinmalerei — das versteht man doch unter Miniatur — in den kleinen, oft sogar kleintlichen Verhältnissen der gewöhnlichen Tage zeigt, nicht im Staatsgewand, sondern in Hemdsärmeln, dann ist „Alltag“ eine gute Wiedergabe und spricht uns wärmer an als der gelehrte Fachausdruck. Unter diesem Titel bringt er uns die Dichter auch menschlich näher, und das ist der Zweck der Sammlung. Alltäglich im Sinne von „gewöhnlich“ muten uns heute auch jene Dichter an, die damals überschätzt und gefeiert wurden, heute aber nur noch Gegenstand der Literaturgeschichte sind, und doch treten auch sie und ihre damaligen Leser und Verehrer

uns menschlich näher, und wir fühlen uns hinein in den „Lebensdunst“ — ein anderer Verfasser hätte gesagt: die „Atmosphäre“ — jenes geistig, besonders dichterisch so rührigen 18. Jahrhunderts und jener kleinern und größern geistigen Brennpunkte: Leipzig und Dresden mit dem unglückseligen Günther, Zürich und Bern mit Wieland; sogar unser kleines Weiningen mit dem Fabeldichter Meyer von Knonau, Göttingen mit den Brüdern vom Hainbund, Halberstadt mit Gleim und der Karschin, Königsberg mit Hippel und Kant — das schönste Bild aber ist das von den vierzehn Tagen, die Schiller bei Goethe in Weimar zubrachte. Vieles, was sonst eben nur „Literaturgeschichte“ war, wird uns da Leben, und wenn auch nur Alltagsleben, so war es doch immer auf einer gewissen Höhe. Dabei hat sich der Verfasser freilich „unbekümmert“ erlaubt, Gedanken und Worte, die, literarhistorisch betrachtet, in den Werken, Briefen und Tagebüchern stehen, als Worte eines Gesprächs zu verwenden, und verschafft uns damit ein Bild der geistigen Landschaft jenes Jahrhunderts. Zahlreiche bezeichnende Einzelheiten beleben das Bild anmutig. So wird mit dem Briefe Christianens an Goethe und dem Lottens an Schiller nicht nur der „Alltag“ der beiden Größten in seiner Verschiedenheit gekennzeichnet, sondern auch ihr Wesensunterschied.

Es ist wahr, das Buch setzt Leser voraus, die nicht nur große Gestalten auf der Bühne des Geisteslebens, sondern auch ein wenig hinter die Kulissen sehen wollen. Eine besondere Freude erlebt dabei der Sprachfreund. In einer weitem Fußnote bekennt sich Stichelberger nicht nur als Freund der Reinheit, sondern auch der Reinigung der Sprache und erlaubt sich „mit behutsamer Ehrfurcht und nur, wenn Sinn und Klangfarbe unverändert bleiben“, ein Fremdwort in einem überlieferten Text durch ein deutsches zu ersetzen, wie es Goethe seinem Sekretär Riemer erlaubt hat (Attachement, Contouren, Entreprise u. a.). Auf der andern Seite erfreuen uns einige heimatliche Klänge (Meyer von Knonau wird durch einen Geistlichen „in die Säge gebracht“, und La Motte heißt ein „welscher Sidian“) und dann namentlich einige köstliche Neuschöpfungen: Bodmer ist nach Wielands Meinung „ein Fertigkeitkünstler im Gedankenborg“, sein Dichtergast Wieland selbst aber ein „Musenkostgänger“; das höfische Treiben ist „durchlauchtiges Tun und Nichtstun“. Man lebt recht wohl daran.

Unser hochgeschätztes Mitglied widmet sein Werk „als Bücherfreund den Bücherfreunden“; wir empfehlen es außerdem den Freunden unserer Muttersprache und des deutschen Geisteslebens eines großen Jahrhunderts.

Briefkasten

U. K., G. Ob man schreibe „Mir würde für die Besprechung Montag der 3. Oktober besser passen“ oder „Montag, den 3. Oktober“ oder „Montag den 3. Oktober“? — Keine Fassung ist ganz rich-

tig, aber die erste ist die beste und die letzte die schlechteste. Die Hauptfrage ist „der“ oder „den“? Auf die Frage „wann?“ kann man zwar den Wenfall setzen; aber in Ihrem Beispiel ist die Zeitan-